

Phillip H. Roth (Hg.)

Macht

Aktuelle Perspektiven aus Philosophie
und Sozialwissenschaften

Phillip H. Roth ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Politische
Theorie der Universität Duisburg-Essen.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Inhalt

Einleitung.....	7
I. Zur Perspektivierung von Macht	
Macht und menschliche Natur –	
Das anthropologische Argument.....	31
<i>Andreas Anter</i>	
Der Kreislauf von Macht und Gewalt.....	45
<i>Katrin Neyer</i>	
Macht in Orientierungssituationen –	
Zum Sinn des ›Amorphens‹ der Macht.....	63
<i>Werner Stegmaier</i>	
II. Aktionale Perspektiven der Macht	
Macht braucht Entscheidung –	
Eine Revitalisierung von Hannah Arendts Machttheorie.....	89
<i>Marro Walter</i>	
Macht und Grenzen der Macht –	
Widerstand und Autonomie bei Michel Foucault.....	109
<i>Maria Rainsborough</i>	
Praktische Macht im Anschluss an den Kampf um Anerkennung.....	131
<i>Stefano Grassi</i>	

ISBN 978-3-593-50304-2 Print
ISBN 978-3-593-43057-7 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2016 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Unschlaggestaltung: Guido Klitsch, Köln
Gesetzt aus: Garamond
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

www.campus.de

III. Mediale Perspektiven der Macht

Modale Macht im Rahmen einer Praxis des Zwischenen 157
Karl Röttgers

Grundlegung zu einer pragmatischen Semiotik der Macht 173
Patrick Thör

Zur Bedeutung sozialer Macht nach
 Friedrich Nietzsche und Niklas Luhmann 201
Philipp H. Roth

IV. Perspektiven institutionalisierter Macht

Das zweifache Koordinationsproblem von Macht 231
Henrik Class Meyer

Rückkehr der Macht in die Ökonomik?
 Eine ordnungswirtschaftliche Perspektive 263
Pia Becker und Julian Dörr

Die Macht des Kapitals 287
Mannel Knoll

Autoninnen und Autoren 313

Einleitung

»Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.«
 (Adorno 2003 [1951]: 63)

Macht ist heute längst nicht mehr nur ein Phänomen, das von Staatsleuten oder Regierungsbehörden ausgeht. Denn auch Wirtschaft, Medien oder mittlerweile neben Politik das Weltgeschehen auf maßgebliche Weise. Es scheint, als habe sich die ursprünglich als rein politisch verstandene Macht selbst differenziert und ihre Kompetenz an andere gesellschaftliche Teilbereiche mit abzugeben. Dadurch haben sich nicht nur Mittel der Machtausübung geändert. Es wird sondern auch immer schwieriger, Quellen der Macht genau zu verorten. Ist unser Verhalten tatsächlich das Resultat politischer Führung? Oder ergibt es sich vielmehr daraus, dass uns immer neue und raffiniertere Mittel zur Alltagsbewältigung angeboten werden? Wie ist es überhaupt möglich, dass wir zugleich Produkt und Urheber sozialer Normen sind? Und lässt sich eine Verschränkung ausmachen zwischen der Macht der Politik, der Medien, der Wirtschaft, der Technologien oder der Bildung und Erziehung? Es ist also deutlich, dass Macht heute ein vielfältiges und umfassendes Phänomen ist, das sogar mit neuen, noch unbestimmten Formen überrascht.

Vor diesem Hintergrund scheint sich die Machtfrage nicht nur neu, sondern auch dringlicher als zuvor zu stellen. Es besteht ein Bedarf, das Thema breit und vertieft zu diskutieren, auch um dafür zu sensibilisieren. Die Publikationen aus der letzten Zeit bezeugen das (vgl. Brodacz/Hammer 2013; Anter 2012; Imbusch 2012; Röhl/Krause 2008; Han 2005). Zwar ist längst bekannt, dass Macht eine fundamentale Kategorie für die Gesellschaftswissenschaften darstellt (vgl. Russel 2004 [1938]: 4). Dabei spiegelt sich allerdings auch die Schwierigkeit, sie auf einen Begriff zu bringen, in der Diversität der existierenden Machtkonzepte. Andreas Anter (2012: 13) schreibt in seiner Einführung zum Thema: »Diese Heterogenität [der Theorien] beruht nicht zuletzt auf den sehr verschiedenen Erschei-

- Stiglitz, Joseph (1993), Post-Walrasian and Post-Marxian Economics, in: *Journal of Economic Perspectives* 7/1, 109–114.
- Taylor Michael (1982), *Community, Anarchy and Liberty*, Cambridge.
- Thomson, Robert/Stokman, Frans/Achen, Christopher/König, Thomas (2006), *The European Union Debates*, Cambridge.
- Tsebelis, George/Garrett, Geoffrey (2000), Legislative Politics in the European Union, in: *European Union Politics* 1/1, 9–36.
- Varian, Hal (2011), *Grundzüge der Mikroökonomie*, 8. Aufl., München.
- Vogt, Winfried (1973), Das ökonomische Gesetz als Macht, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik (Hg.), *Macht und ökonomisches Gesetz: Verhandlungen auf der Tagung der Vereins für Socialpolitik Gesellschaft für wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen in Bonn 1972*, Bd. 74/II, Berlin, 947–965.
- Weber, Max (1921/1972), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, 2. Bd., 5. Auflage, Tübingen.
- Weintraub, Roy (2002), *How Economics Became a Mathematical Science*, Durham.
- Winden, Frans van (1999), On the economic theory of interest groups: Towards a group frame of reference in political economics, in: *Public Choice*, 100/1, 1–29.
- Williamson, Oliver (1996), *The Mechanisms of Governance*, Oxford.
- Witte, Kirsten (1995), *Ordnungspolitische Perspektiven der Europäischen Union. Eine Analyse aus Sicht der Neuen Institutionenökonomie*, Bergisch Gladbach.
- Wonka, Arndt (2008a), Die Europäische Kommission im EU-Entscheidungsprozess, in: Torsten Selck/Tim Veen (Hg.), *Die politische Ökonomie des EU-Entscheidungsprozesses*, Wiesbaden, 111–131.
- Wonka, Arndt (2008b), *Die Europäische Kommission. Supranationale Bürokratie oder Agent der Mitgliedstaaten*, Baden-Baden.

Die Macht des Kapitals

Mannel Knoll

»Die Maschine hat den Piloten abgeworfen; sie rast blind in den Raum«
(Horkheimer 1994 [1947]: 124)

»Die Verselbständigung des Systems gegenüber allen, auch den Verfügenden, hat einen Grenzwert erreicht.« (Adorno 1995: 346)

Die Geschichte von Finanzkrisen zeigt, so der Chefvolkswirt der Deutschen Bank, dass einer Bankenkrise logischerweise eine Staatsschuldenkrise nachfolgen muss (Börse Online, 20/2010: 23). Die ereignisreiche Geschichte von Finanz-, Banken- und Wirtschaftskrisen, von staatlichen Zahlungsschwierigkeiten, Zahlungsverweigerungen und Bankrotten reicht weit zurück. Sie ist älter als das Wirtschafts- und Finanzsystem, unter dessen Vorherrschaft sie jedoch gewaltig an Dynamik gewonnen hat. Die 2007 begonnene Banken- und Finanzkrise verdeutlicht die weltweite und unzureichend kontrollierte Macht des Kapitals, präziser: des Finanzkapitals. Die Finanzmärkte sind die am stärksten globalisierten Märkte und die weltweiten Kapitalströme übersteigen die globalen Warenströme seit Jahrzehnten um ein Vielfaches. Finanzspekulanten sind schon seit Jahrzehnten in der Lage, erfolgreich gegen Währungen zu spekulieren, wie die Aktionen gegen das britische Pfund und den thailändischen Baath zeigen. Die zeitgenössischen Finanzkrisen könnten in ihrem weiteren Verlauf unsere wirtschaftlichen und politischen Ordnungen destabilisieren und unsere Lebensweise in Gefahr bringen. Sie fordern zur Reflexion über die Dynamiken heraus, deren Macht wir unterwerfen sind. Daher soll in vorliegendem Aufsatz analysiert werden, worin die häufig konstatierte Macht des Kapitals tatsächlich besteht.

Das Thema bedarf einer genaueren Eingrenzung. Es soll nicht untersucht werden, ob die Bundeskanzlerin oder der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank die Bundesrepublik regiert oder mit welchen Maßnahmen Banken und Unternehmen ihre Interessen gegenüber politischen Akteuren durchsetzen können. Die Frage ist nicht, auf welche Weise mächtige Lobbygruppen wie der Bund der deutschen Industrie im politischen System Einfluss ausüben und ihre Ziele erreichen können. Vielmehr setzt die Analyse auf einer fundamentalen Ebene an, auf der Ebene der Wurzeln, Funktionsweise und Gesetzmäßigkeiten unseres Wirtschafts- und Finanz-

systems, des kapitalistischen Systems. Die erste These des Aufsatzes ist, dass sowohl die ökonomischen als auch die politischen Akteure der Macht dieser Gesetzmäßigkeiten und den mit ihnen einhergehenden Zwängen unterworfen sind. Bei der Analyse der Macht des Kapitals geht es um die Analyse der Macht eines Systems und um die Frage nach dem Wesen dieses nach einheitlichen Gesetzmäßigkeiten funktionierenden geordneten Ganzen.

Das kapitalistische System übt als System enorme Macht über die Menschen aus, und zwar auch über die leitenden Akteure des ökonomischen und politischen Systems, die über beträchtliche eigene Macht verfügen. Der vorliegende Aufsatz versucht, die Eigentümlichkeit dieser Macht auf den Begriff zu bringen. Die Analyse stützt sich im ersten Teil, der die Macht des Kapitals als Wirtschaftssystem untersucht, auf die volkswirtschaftlichen Analysen von Karl Marx. Seitdem die »Neuotisierung, die das Bewußtsein Marx gegenüber erfahren hat« (Adorno 1992: 272), abgeklungen ist, können die analytischen Kapazitäten seiner *Kritik der politischen Ökonomie* wieder nüchtern reflektiert werden.¹ Marx begreift das Wesen des kapitalistischen Systems als den sich selbst verwertenden Wert, als eine grenzen- und maßlose Bewegung, die auf immer neue und steigende Profite abzielt. Die Vorstände von Banken und Unternehmen sind gezwungen, sich den »objektiven Inhalt« dieser Bewegung, die kontinuierliche Vermehrung des investierten Geldes, zum »subjektiven Zweck« zu machen (Marx 1989 [1867]: 167f.). Unterwerfen sie sich nicht unter die Macht des Kapitals, genauer unter dessen objektive Verwertungslogik, dann ist ihre berufliche Karriere bald beendet. Auch die politischen Akteure müssen sich den Gesetzmäßigkeiten und der Macht des kapitalistischen Systems unterwerfen, indem sie kontinuierliches Wirtschaftswachstum als Zielsetzung des politischen Handelns anstreben.

Nach Max Webers berühmter Definition bedeutet Macht »jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht« (1980 [1921/22]: 28). Weber bezieht seinen Machtbegriff auf den Menschen als Individuum und das menschliche Handeln, nicht auf ökonomische Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten. Dennoch kann sein Machtbegriff auf diese angewendet werden. Die Macht des kapitalistischen Systems zeigt

sich an der Machtlosigkeit, mit der die handelnden wirtschaftlichen und politischen Akteure diesem System gegenüberstehen. Auch wenn sie etwa aus Gründen des Umwelt- und Klimaschutzes den Willen haben, sich vom Ziel des Gewinn- und Wirtschaftswachstums dauerhaft zu emanzipieren, dann haben sie kaum eine Chance, ihren Willen gegen die widerstrebenden Systemzwänge bzw. die objektive Verwertungslogik des Kapitals durchzusetzen. Jeder Versuch dies zu tun, führt zwangsläufig nach absehbarer Zeit zum Verlust der eigenen Position und Macht im ökonomischen und politischen System.

Im Mittelpunkt des zweiten Teils der Analyse steht die These, dass die Macht des kapitalistischen Systems eine bedeutende Wurzel und Stütze in der menschlichen Natur hat, die letztlich die Ursache für dessen Entstehung und Entwicklung ist. Nach der vorherrschenden anthropologischen Auffassung, die etwa von Rousseau oder dem frühen Marx vertreten wird, ist die Natur des Menschen äußerst wandelbar. Gegen diese Auffassung argumentiert der vorliegende Aufsatz im Anschluss an den anthropologischen Realismus von Thukydides, Aristoteles, Machiavelli und Hobbes und ihr realistisches Menschenbild dafür, dass die menschliche Natur einen weitgehend konstanten Kern hat, der jedoch in verschiedenen Epochen und Gesellschaftssystemen unterschiedlich entwickelt wird. Allgemein gesprochen besteht dieser konstante Kern aus einer Reihe von zentralen Handlungsmotiven wie dem Streben nach Selbsterhaltung und Macht, nach verschiedenen Arten von Lust, und dem Drang, Unlust und Furcht zu vermeiden. Obwohl alle diese Motive für das Thema des vorliegenden Aufsatzes relevant sind, fokussiert der zweite Teil der Analyse lediglich auf die invarianten menschlichen Eigenschaften Ehrgeiz und Habgier.² Diese beiden Eigenschaften kennzeichnen nicht bloß den bürgerlichen Menschen, wie ihn der aufstrebende Frühkapitalismus hervorgerufen hat, sondern bereits den Menschen der griechischen Antike. Ohne die Existenz der anthropologisch konstanten Eigenschaften Habgier und Ehrgeiz wäre die Macht des kapitalistischen Systems, der die Menschen bis auf weiteres unterworfen sind, kaum zu erklären. Im Folgenden sollen zuerst die »objektive« Seite der Macht des Kapitals als Wirtschaftssystem und dann die »subjektiven« Wurzeln dieser Macht in der menschlichen Natur analysiert werden. Abschließend soll skizziert werden, warum die menschliche Natur

¹ In den zurückliegenden Jahren sind eine Reihe von Büchern über Das Kapital erschienen, die das fortdauernde Interesse an diesem Werk dokumentieren: Berger 2004; Hang 2013; Hemrich 2007; Hemrich 2008; Hoff/Petrolji/Stritzke 2006.

² Selbst Kant spricht davon, dass die Menschen »durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht getrieben sind« (Kant 1977 [1784]: 38).

nicht bloß eine Stütze des Systems darstellt, sondern auch Anlass zur Hoffnung auf dessen Überwindung gibt.

1. Die objektive Seite der Analyse: die Macht des Kapitals als Wirtschaftssystem

Den Ausführungen dieses Kapitels über die heute noch zutreffenden Aspekte von Karl Marx' Analysen des kapitalistischen Wirtschaftssystems müssen einige kritische Bemerkungen zu seinem Geschichtsverständnis und zu seinen Haupttheoremen vorangestellt werden. Unhaltbar geworden ist heute zweifellos Marx' quasi deterministische Geschichtsauffassung und damit seine Revolutionstheorie, die eine stufenweise Entwicklung zu höheren Gesellschaftsformen annimmt (Marx 1989 [1867]: 12, 790f.; Marx/Engels 1972 [1848]: 474; Marx 1985 [1859]: 8f.).³ Die revolutionäre Rolle der Arbeiterklasse lässt sich nicht mehr vertreten. Damit steht natürlich auch in Frage, ob die Auffassung der »Geschichte aller bisherigen Gesellschaft« als »Geschichte von Klassenkämpfen« (Marx/Engels 1972 [1848]: 462) für die heutige Zeit zutreffend ist. Weiterhin aktuell zu diesem Thema ist die Position von Theodor W. Adorno. Adorno hält am Klassenbegriff fest, weil der Begriff der Klasse durch die »Stellung zu den Produktionsmitteln« bestimmt ist, »nicht durchs Bewußtsein ihrer Angehörigen« (Adorno 1995: 358). Auch wenn Marx' Fokussierung auf die Produktion von materiellen Waren heute um die Kategorie der Dienstleistungen erweitert werden muss, existieren nach dieser Definition innerhalb der einzelnen Staaten weiterhin starke Klassengegensätze. Diese bestehen seit langem auch in Form des Gegensatzes »hochindustrialisierter und nicht-entwickelter« Nationen, wodurch die innerstaatlichen Klassengegensätze nach Adorno teilweise entschärft und überdeckt werden (Adorno 1994: 507). Innerhalb der westlichen Industriestaaten kommt es vor allem wegen des mangelnden Klassenbewusstseins kaum zu substantiellen sozialen Konflikten: »Kampf indessen, auch Klassenkampf, postuliert Bewußtsein auf beiden Seiten« (Adorno/Jaenicke 1995: 184). Größer und gefährlicher ist heute das Konfliktpotential zwischen hochgerüsteten armen Staaten,

³ Einige Argumente, warum die Geschichtsauffassung von Marx verabschiedet werden muss, präsentiert Peter Fleissner (1992: 201f.).

etwa Nordkorea, und ihren reichen und industrialisierteren Antipoden. Derartige Konflikte können selbstverständlich nicht allein auf internationale Klassengegensätze zwischen den an Produktionsmitteln reichen Staaten des Nordens und den armen Ländern des Südens reduziert werden.

Gegen die Position von Adorno, die auch von anderen Denkern geteilt wird, lässt sich einwenden, dass die in Verbänden organisierten Interessen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern und die sich regelmäßig wiederholenden Tarifkonflikte von einem gewissen Klassenbewusstsein zeugen. Die vergleichsweise harmlosen Arbeitskämpfe zwischen gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmern und Arbeitgebern werden jedoch auf absehbare Zeit kaum mehr zu einer revolutionären Erhebung führen. Gründe hierfür sind, dass die Arbeitnehmer »in die bürgerliche Gesellschaft und ihre Anschauungen integriert wurden« (ebd.: 358), dass sich ein starker Mittelstand ausgebildet hat, und dass die von Marx prognostizierte Verelendung und Empörung der Massen wegen des etablierten Sozialstaates und wegen der gestiegenen Produktivität nicht eingetreten ist. Vor allem die gestiegene Produktivität bewirkt, dass die Arbeitszeiten verkürzt werden konnten und dass der Lebensstandard der Arbeitnehmer gestiegen ist, wodurch diese bei einer Erhebung deutlich mehr zu verlieren hätten als nur ihre Ketten.

Eine zeitgenössische Würdigung von Marx' ökonomischer Theorie muss bedenken, dass die ihr zufolge zentrale »Bedeutung des klassischen Hauptwiderspruchs zwischen Kapital und Arbeit als Wurzel allen Übels« heute relativiert werden muss (Fleissner 1992: 202). Das liegt nicht nur daran, dass in modernen Gesellschaften neue Konfliktlinien entstehen. Die ökonomischen Akteure benötigen durch den technischen Fortschritt auch zunehmend weniger Arbeitskräfte, was die mittlerweile notorischen Unsicherheiten auf den Arbeitsmärkten der OECD-Staaten zeigen. Ulrich Beck bringt dieses seit wenigen Jahrzehnten zu beobachtende Phänomen auf den Punkt: »Der Kapitalismus schafft die Arbeit ab« (Beck 1996: 140). Die äußerst schwierige Frage, ob durch die starke Reduzierung der von der kapitalistischen Ökonomie benötigten Arbeitskräfte – mit der Tendenz zur vollautomatisierten Fabrik – auch Marx' Arbeitswert- und Mehrwerttheorie einer kritischen Revision unterzogen werden muss, kann hier nicht beantwortet werden.⁴

⁴ Obwohl Theodor W. Adorno, der auch vom »gegenwärtigen Mangel an einer objektiven Werttheorie spricht«, dies nicht in aller wünschenswerten Deutlichkeit sagt, dürfte er die oben aufgeworfene Frage bejahen: »Sinkt aber, durch den Umfang des technischen

Die vielleicht größte Stärke von Marx' ökonomischer Theorie, die auch durch die Verabschiedung, Revision oder Modifikation von Teilaspekten nicht in Frage gestellt wird, besteht darin, dass sie die globale Wachstumsdynamik und damit die Macht des Kapitals als Wirtschaftssystem erklären kann. Die »moderne Lebensgeschichte des Kapitals« beginnt nach Marx im 16. Jahrhundert mit der Ausbildung des Welthandels und des Weltmarktes (Marx 1989 [1867]: 161). Die Produktion und der Austausch von Waren sowie die spätere Einführung des Geldes, auf dessen Begriff und Funktionsweise hier nicht näher eingegangen wird, sind natürlich wesentlich ältere Phänomene. Für den durch das Geld vermittelten Warenaustausch gilt nach Marx die Formel $W - G - W$ (Ware - Geld - Ware) (ebd.: 120). In einer arbeitsteiligen Gesellschaft verkauft der Produzent die von ihm erzeugte Ware auf dem Markt und erhält dafür vom Käufer einen dem Wert der Ware äquivalenten Geldbetrag ($W - G$). Mit dem erhaltenen Geldbetrag kauft der Produzent in einem zweiten Schritt eine andere Ware, die ihm nützt und durch die er eigene Bedürfnisse befriedigen kann ($G - W$). Die Einheit beider Akte besteht darin, zu verkaufen, um zu kaufen. Der stoffliche Inhalt dieser doppelten Bewegungsform, die in arbeitsteiligen Gesellschaften kontinuierlich und unzählige Male zur wechselseitigen Befriedigung der verschiedensten Bedürfnisse vollzogen wird, ist der Austausch einer Ware gegen eine andere ($W - W$).

Das geschichtlich später als der Warenaustausch auftretende Geld ist »die erste Erscheinungsform des Kapitals. Historisch tritt das Kapital dem Grundigentum überall zunächst in Form von Geld gegenüber, als Geldvermögen, Kaufmannskapital und Wucherkapital« (ebd.: 161) Mit der geschichtlichen Entstehung des Kapitals tritt eine vom einfachen Warenaustausch »spezifisch unterschiedene« doppelte Bewegungsform auf. Marx fasst

Fortschritts, tatsächlich durch Industrialisierung, der Anteil der lebendigen Arbeit, aus der seinen Begriff nach allein der Mehrwert fließt, tendenziell bis zu einem Grenzwert, so wird davon das Kernstück, die Mehrwerttheorie affiziert« (Adorno 1995: 359) Im Gegensatz dazu vertritt Peter Fleissner die Auffassung: »Meines Erachtens kann die Arbeitswerttheorie nach einigen weiter unten angelegteren Relativierungen und unter verschiedenen Modifikationen des Begriffs »Arbeitswert« durchaus auch weiterhin als Voraussetzung für das Verständnis der geschichtlichen und zeitgenössischen politisch-ökonomischen Entwicklung aufrechterhalten werden« (Fleissner 1992: 203) Dagegen erkennt Michael Ruoff in seiner technophilosophischen Studie, die sich auf die Kritik der Arbeitswerttheorie von Jürgen Habermas stützt und diese weiterentwickelt, eine zentrale Schwäche dieser Theorie. Die Arbeitswerttheorie übersieht, dass Wissenschaft und Technik durch das akkumulierte und kostenfrei erhältliche Wissen eine »Mehrwertquelle besonderer Art« sind (Ruoff 2002: 84).

diese Bewegungsform als die »allgemeine Formel des Kapitals«, die der britische Nationalökonom John Maynard Keynes als bemerkenswerte Leistung wertet: $G - W - G'$ (Geld - Ware - vermehrtes Geld) (ebd.: 162ff.; vgl. Schabacker 1998: 321ff.). Am Anfang der Bewegung des Kapitals steht ein vorhandenes Geldvermögen von einem bestimmten Wert. Dieses Vermögen wird von seinem Eigentümer vorgeschossen, um damit auf dem Warenmarkt Arbeitskräfte und Produktionsmittel, etwa Maschinen und Rohmaterialien, zu kaufen ($G - W$). Mit diesen Waren führt der investierende Goldeigentümer, der zum kapitalistischen Unternehmer wird, Produktionsprozesse durch. In der Produktionsphase bearbeiten die Arbeitskräfte die Rohmaterialien mit Hilfe der Maschinen.⁵ In einem zweiten Schritt werden die erzeugten Produkte als Waren wieder auf dem Markt verkauft ($W - G'$). Ziel und Zweck dieser doppelten Bewegung des Unternehmers besteht darin, in einem längeren Zeitraum den Wert des investierten Geldvermögens zu erhöhen bzw. einen Mehrwert in Geld zu erwirtschaften, was Marx als die »Verwertung des Wertes« bezeichnet (Marx 1989 [1867]: 167). Die Einheit beider Akte, der Verwandlung von Geld in Arbeitskräfte und Produktionsmittel, und von den damit produzierten Waren in mehr Geld, besteht darin, zu kaufen, um zu verkaufen. Das Motiv und der Zweck des Unternehmers ist im Gegensatz zur einfachen Warenzirkulation nicht eine nützliche Ware zur Befriedigung von eigenen Bedürfnissen, sondern das Wachstum des Geldvermögens, also Gewinn und Bereicherung ($G - G'$).

Möglich ist diese Bereicherung für Marx dadurch, dass die für den Unternehmer produzierenden Arbeitskräfte eine Ware sind, deren Eigenschaft darin besteht, »Quelle von Wert zu sein und von mehr Wert, als sie selbst hat« (ebd.: 208) Die Arbeitskraft ist Quelle von Wert, wenn sie ihre Arbeit in nützlicher Form verausgabt und ihre Tätigkeit in einem Produkt vergegenständlicht, das menschliche Bedürfnisse befriedigt. Wenn durch Arbeit etwa aus Rohmaterialien ein nützliches und daher als Ware verkäufliches Produkt erzeugt wird, dann ist dieser Arbeitsprozess zugleich immer ein Wertbildungsprozess. Der Wert der erzeugten Ware ist für Marx allein

⁵ Die »allgemeine Formel des Kapitals« hat den Mangel, dass sie den Produktionsprozess (P) nicht zum Ausdruck bringt. Diesen Mangel behrt Marx zu Beginn des zweiten Bandes des Kapitals mit der nicht sonderlich bekannten »Formel für den Kreislauf des Geldkapitals«: $G - W \dots P \dots W' - G'$, wo die Punkte andeuten, daß der Zirkulationsprozeß unterbrochen ist, und W' wie G' ein durch Mehrwert vermehrtes W und G bezeichnen« (Marx 1969 [1885]: 31)

durch das Quantum an Arbeit bestimmt, das in einer Gesellschaft durchschnittlich erforderlich ist, um eine derartige Ware zu produzieren (ebd.: 53, 201, 209). Marx begriff die menschliche Arbeit, die in ein Produkt eingeht, als die *allein* verbildende Tätigkeit. Diese Auffassung, die Wissenschaft und Technik nicht als eigenständige Mehrwertquellen betrachtet, ist der problematischste Aspekt seiner Arbeitswerttheorie (vgl. Ruoff 2002: 85, und Fn. 4).

Der Wert, den die Arbeitskraft hat, ist der »Wert der zur Erhaltung ihres Besitzers notwendigen Lebensmittel« (Marx 1989 [1867]: 185) Unterdessen notwendigen Lebensmitteln versteht Marx nicht nur Nahrung, Wohnung und Kleidung des Arbeitnehmers, sondern auch andere von der gesellschaftlichen und kulturellen Stufe einer Gesellschaft abhängige normale Mittel zur Bedürfnisbefriedigung. Dazu zählen heute in den westlichen Industriestaaten etwa eine Waschmaschine und ein Automobil. Der entscheidende Punkt der Mehrwerttheorie von Marx ist, dass die Arbeitskräfte im Produktionsprozess ihren Wert, den sie als Lohn oder Gehalt ausbezahlt bekommen, bereits nach einer gewissen Anzahl von Arbeitsstunden erwirtschaften. In den Stunden, die sie darüber hinaus für den Unternehmer arbeiten, leisten sie diesem unbezahlte Mehrarbeit, die von diesem als Mehrwert bzw. Profit einbehalten wird. Durch ihre Tätigkeit setzen die Arbeitskräfte den von ihnen bearbeiteten Materialien im Produktionsprozess kontinuierlich Neuwert zu und zwar insgesamt mehr, als sie vom Unternehmer als Lohn oder Gehalt ausbezahlt bekommen. Diese Tatsache ist für Marx die zentrale Bedingung der Möglichkeit der Verwertung des Wertes.

Im Gegensatz zur einfachen Warenzirkulation, die auf den Konsum, auf die Befriedigung von eigenen Bedürfnissen abzielt, ist die Zirkulation des Geldes als Kapital

»Selbstzweck, denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung. Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos. Als bewußter Träger dieser Bewegung wird der Geldbesitzer Kapitalist. Seine Person, oder vielmehr seine Tasche, ist der Ausgangspunkt und der Rückkehrpunkt des Geldes. Der objektive Inhalt jener Zirkulation – die Verwertung des Wertes – ist sein subjektiver Zweck, und nur soweit wachsende Aneignung des abstrakten Reichtums das allein treibende Motiv seiner Operationen, funktioniert er als Kapitalist oder personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital« (Marx 1989 [1867]: 167E)

Wie Marx weiter treffend ausführt, ist der Zweck des kapitalistischen Unternehmers »nicht der einzelne Gewinn, sondern nur die rastlose Bewegung des Gewinns« (ebd.: 168). Heute ist die Figur des kapitalistischen Unternehmers weitgehend von Aktiengesellschaften abgelöst, die von hochbezahlten Vorständen geleitet werden. Dennoch bleibt die Verwertung des Wertes, das kontinuierliche Wachstum der Gewinne, das oberste Ziel der ökonomischen Akteure. Professionelle Analysten prognostizieren die Gewinne der Aktiengesellschaften auf mindestens ein Jahr im Voraus und das Kurs-Gewinn-Verhältnis (KGV)⁶ bleibt für viele Wertpapier-spezialisten die wichtigste Kennziffer zur Beurteilung des Börsenwerts eines Unternehmens. Veröffentlicht ein Betrieb eine Gewinnwarnung, durch die er bekannt gibt, dass er die Gewinnprognosen für das laufende Quartal nicht erfüllen kann, reduziert sich sein Börsenwert häufig sofort um 20 bis 30 Prozent. Normalerweise führen nur beständig hohe Wachstumsraten und Wachstumsaussichten eines Unternehmens zu langfristig deutlich steigenden Kursen. Das bringt natürlich auch die Vorstände der Aktiengesellschaften in unlösbare Abhängigkeit vom Ziel des Gewinnwachstums, da sie im Falle von stagnierenden Gewinnen oder gar Verlusten befristeten müssen, vom Aufsichtsrat entlassen zu werden. Letzterer wird durch die Aktionäre gewählt, die primär an steigenden Kursen zum Zweck einer Wertsteigerung ihres angelegten Geldes interessiert sind (*Shareholder Value*). Die ökonomischen Akteure müssen sich also, auch wenn sie selbst nicht die Besitzer von großen Geldvermögen sind, das grenzenlose und maßlose Ziel der kontinuierlichen Vermehrung des investierten Geldes zum »subjektiven Zweck« machen. Dazu zwingt sie die objektive Verwertungslogik des Kapitals, zu deren Agenzien und Erfüllungsgeliffen sie sich machen müssen, wenn sie ihre berufliche Karriere fortsetzen wollen.

Eine empirische Studie des Wuppertal Instituts, die als großangelegte Unternehmensbefragung durchgeführt wurde, kommt zu dem Ergebnis: Trotz der fortschreitenden Umweltkrise ist »eine kritische Haltung Wirt-

⁶ Das Kurs-Gewinn-Verhältnis (KGV) einer Aktie errechnet sich aus dem aktuellen Börsenkurs dieser Aktie dividiert durch den ausgewiesenen oder erwarteten Gewinn pro Aktie. Unter dem Gesichtspunkt des Ertrags ist eine Aktie um so preiswerter, je niedriger ihr KGV ist. Denn je niedriger das KGV ist, desto weniger Jahre muss ein Unternehmen den angesetzten Gewinn verdienen, um den Börsenkurs zu erzielen. Um zu beurteilen, ob das KGV einer Aktie angemessen ist, muss es sowohl zum Branchendurchschnitt als auch zu den langfristigen Wachstumsaussichten des Unternehmens in Beziehung gesetzt werden

schaftswachstum gegenüber bei einem übergroßen Teil der großen Unternehmen nicht vorhanden« (Bakker 2000: 48) Von den großen Unternehmen betrachten 80 Prozent »ein stetiges Wachstum als positiv«, obwohl sich derselbe Prozentsatz von ihnen »zum Wachsen gezwungen« sieht: »Der Wachstumszwang scheint um so stärker zu sein, je größer ein Unternehmen ist« (ebd. 48f.). Die drei wichtigsten Faktoren, die beim Wachstumszwang eine Rolle spielen, sind laut den größeren Unternehmen: an erster Stelle der internationale Wettbewerb, dann das Wachstum der Konkurrenten und schließlich der Erwartungsdruck der Aktionäre (ebd.: 50). Auch dieses Resultat der Wuppertal-Studie findet seine theoretische Entsprechung bei Marx: Der Kapitalist teilt

»mit dem Schatzbildner den absoluten Bereichungstrieb. Was aber bei diesem als individuelle Manie erscheint, ist beim Kapitalisten Wirkung des gesellschaftlichen Mechanismus, worin er nur ein Triebrad ist. Außerdem macht die Entwicklung der kapitalistischen Produktion eine fortwährende Steigerung des in einem industriellen Unternehmen angelegten Kapitals zur Notwendigkeit, und die Konkurrenz herrscht jedem individuellen Kapitalisten die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise als äußere Zwangsgesetze auf. Sie zwingt ihn, sein Kapital fortwährend auszu dehnen, um es zu erhalten, und ausdehnen kann er es nur vermittlest progressiver Akkumulation.« (Marx 1989 [1867]: 618).

Durch den Konkurrenzkampf, der zwischen kapitalistischen Unternehmen herrscht und der heute von professionellen Wettbewerbsbüroen aufrecht zu erhalten versucht wird, verstärkt sich die Dynamik des ökonomischen Wachstums deutlich. Denn die Konkurrenz zwingt die ökonomischen Akteure dazu, die Gewinne, die gemäß dem immanenten Gesetz der möglichst hohen Mehrwertproduktion erzielt wurden, zum größten Teil wieder in das Unternehmen zu investieren. So müssen die Betriebe vieler Branchen – etwa Pharma, Chemie und Informationstechnologie – kontinuierlich Gelder in die wissenschaftliche Forschung und in die Entwicklung neuer Produkte investieren, um mit ihren Konkurrenten mithalten zu können. Vor allem müssen Unternehmen periodisch Gelder für technische Innovationen, etwa für effektivere Produktionsverfahren und Fertigungsanlagen, ausgeben. Durch wissenschaftliche und technische Innovationen, aber auch durch besser qualifizierte Arbeitskräfte, können Betriebe die Produktivität der Arbeit steigern, das heißt mehr Produkte pro Zeiteinheit erzeugen. Durch die Produktivitätssteigerung können sie ihre Waren billiger als die Konkurrenz produzieren und verkaufen. Diese Hauptwaffe im Konkurrenzkampf bleibt allerdings nur so lange scharf, wie die Wettbe-

werber nicht nachziehen und ihrerseits Geld in die Produktivitätssteigerung investieren (ebd.: 654). Der permanente Konkurrenzkampf erzwingt von allen Unternehmen eine kontinuierliche Investition in Produktivitätssteigerung und leistet so einen großen Beitrag zur fortwährenden Verstärkung der Wachstumsdynamik. Denn steigt die Produktivität der Arbeit in allen Branchen der Wirtschaft zunehmend, dann können immer mehr Konsumgüter in immer weniger Zeit hergestellt und immer billiger angeboten werden. Dann werden auch die notwendigen Lebensmittel der Arbeitskräfte, deren Wert sie als Lohn oder Gehalt ausbezahlt bekommen, im erheblich weniger Zeit produziert. Davon profitieren alle Arbeitgeber, da ihre Arbeitskräfte für sie prinzipiell immer billiger werden und folglich während ihrer Arbeitszeit einen höheren Mehrwert bzw. Gewinn erwirtschaften. Diesen können die Arbeitgeber wieder in Kapital rückverwandeln, das heißt in den Verwertungs- und Akkumulationsprozess investieren.⁷

Das Wesen des kapitalistischen Systems ist der sich selbst verwertende Wert, eine sich täglich millionenfach auf dem Globus vollziehende Bewegung, in der grenzenlos Geld investiert wird, um daraus noch mehr Geld zu machen. Die ökonomischen Akteure müssen sich das Ziel der Profitsteigerung, der kontinuierlichen Vermehrung des investierten Geldes bzw. Kapitals, zum »subjektiven Zweck« machen. Sie müssen sich, wenn sie ihre gesellschaftliche Position und deren Gratifikationen behalten wollen, der objektiven Verwertungslogik des Kapitals unterwerfen. Genau darin besteht die Macht des Kapitals als Wirtschaftssystem über die ökonomischen Akteure.

Auch den politischen Akteuren ist es nicht freigestellt, ob sie sich den Gesetzmäßigkeiten und der Macht des kapitalistischen Systems unterwerfen wollen oder nicht. Als erstrangiges Ziel ihrer Politik ist ihnen jedoch nicht wie den ökonomischen Akteuren das Gewinnwachstum aufgenötigt, sondern das Wirtschaftswachstum und damit die stetige Leistungssteigerung ihrer Volkswirtschaft. In der BRD werden die Politiker durch das »Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft« vom 8. Juni 1967, das unter dem Eindruck der Rezension von 1966/67 verabschiedet wurde, sogar zum Wirtschaftswachstum verpflichtet. Der politischen Zielsetzung des stetigen Wirtschaftswachstums kann sich ein Politiker, der seine Wiederwahl anstrebt, kaum entziehen. Schließlich hän-

⁷ Marx bezeichnet den Mehrwert, der durch die Erhöhung der Arbeitsproduktivität erzeugt wird, den »relativen Mehrwert«. (Marx 1989 [1867]: 532e.)

gen vom Wirtschaftswachstum Steuereinnahmen, Arbeitsplätze, Beiträge zur Sozialversicherung und andere fundamentale politische Ziele ab. Fürdert ein Politiker durch seine Entscheidungen nicht das Wirtschaftswachstum, dann gehen Arbeitsplätze verloren, statt das neue entstehen. Zudem reduzieren sich dann die Steuereinnahmen, wodurch sich auch die Beiträge zur Sozialversicherung verringern, wodurch die ohnehin schon überlasteten Renten-, Kranken- und Arbeitslosenversicherungen in weitere Schwierigkeiten geraten. Langfristig sinkende Einnahmen eines Staates senken das nationale Wohlstandsniveau ab und führen dazu, dass sozialstaatliche Leistungen reduziert werden müssen. Beim gegenwärtigen Stand der starken Verschuldung der öffentlichen Haushalte vieler Staaten sind diese auch deshalb auf hohe Steuereinnahmen und folglich auf Wirtschaftswachstum angewiesen, weil sie eine erhebliche Zinslast zu bestreiten haben und versuchen müssen, die jährliche Nettoneuverschuldung einzudämmen.⁸ Plakativ ausgedrückt: die Schuldenfalle verstärkt die Wachstumsfalle.

Die angeführten Zusammenhänge sind dem durchschnittlichen Wähler bekannt. Für eine Abschwächung oder Erhöhung des Wirtschaftswachstums macht er in der Regel die regierenden Politiker direkt verantwortlich. Dabei übersieht er jedoch zumeist, dass die Handlungs- und Gestaltungsmacht einer Regierung beschränkt ist, weil die gegenwärtige wirtschaftliche Entwicklung von der Wirtschafts- und Finanzpolitik der vergangenen Jahrzehnte, von längerfristigen Konjunkturzyklen und dem Zustand der Weltwirtschaft abhängen. Weil die meisten Wähler die regierenden Politiker direkt für die Wirtschaftslage verantwortlich machen, steht es diesen nicht frei, sich von der Zielsetzung des stetigen Wirtschaftswachstums zu emanzipieren. Das kapitalistische System hat sich, so eine immer noch aktuelle Einsicht der kritischen Theorie der Gesellschaft, seit langem gegenüber seinen Lenkern verselbstständigt.

⁸ Bereits im Jahr 2000 wies Simone Ernst darauf hin, dass »die Zinsbelastung des Bundes inzwischen bei 22 Prozent liegt: Fast jede vierte Mark muß bereits heute für Zinsen ausgeben werden. Damit nimmt die Zinsbelastung im Haushalt Platz zwei ein, nach den Ausgaben für Soziales.« (2000: 57f.)

2. Die »subjektive« Seite der Analyse: die anthropologischen Wurzeln der Macht des Kapitals

Die Entstehung des kapitalistischen Systems wurde oft als eine kontingente geschichtliche Entwicklung begriffen. Nach Marx und Engels ist es der Fortschritt der Produktivkräfte wie Wissenschaft und Technik und der Aufstieg der neuen Klasse des Bürgertums, der zur Umwälzung der feudalen Produktions- bzw. Eigentumsverhältnisse führte (Marx/Engels 1972 [1848]).⁹ Analog zur Entstehung des kapitalistischen Systems wurde der bürgerliche Mensch der Neuzeit und der Gegenwart häufig als geschichtliches und gesellschaftliches Produkt verstanden, das durch den aufstrebenden Frühkapitalismus und durch die zunehmende Etablierung des kapitalistischen Wirtschaftssystems geformt wurde. Diese Ansicht, die heute die vorherrschende ist, geht oft mit der Hoffnung auf einen »post-kapitalistischen Menschen« einher, der nicht von Egoismus, Selbstucht und Habgier getrieben ist, und der in einer »post-kapitalistischen Gesellschaft« entstehen könnte.

Im Gegensatz zur heute vorherrschenden Ansicht vertraten die beiden frühneuzeitlichen Denker Niccolò Machiavelli und Thomas Hobbes die Auffassung, der Mensch habe invariante Grundeigenschaften, die ihm durch alle Geschichtsepochen hindurch zukämen. Nach Machiavelli lässt sich die menschliche Natur vor allem durch die Eigenschaften »Ehgeiz« und »Habgier« charakterisieren. Ähnlich versteht Hobbes den Menschen als egoistisches, von Begierden und Verlangen getriebenes Lebewesen. Jean-Jacques Rousseau wendet gegen Hobbes' anthropologische Grundüberzeugungen ein, er verwechsle den Engländer seiner Zeit, den durch die zeitgenössischen gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse geprägten Mensch, mit dem Menschen schlechthin (Rousseau 1997 [1755]: 70f., 139). Analog dazu beginnt für Max Horkheimer mit Machiavellis Schriften die »bürgerliche Geschichtsphilosophie«. Den Florentiner be-greift er als »Vorkämpfer« der aufstrebenden bürgerlichen Gesellschaft (Horkheimer 1987: 205; vgl. Auth 2010). Nach Horkheimer verallgemeinert Machiavelli mit seiner Auffassung, dass die seelischen Grundkräfte des Menschen unabhängig von der gesellschaftlichen Entwicklung zu jeder

⁹ Vgl. zu einer durch Marx inspirierten Deutung der Französischen Revolution Soboul 1988. Vgl. zur heute vorherrschenden Auffassung, nach der die »Lehren der Aufklärungphilosophie« den »politischen und gesellschaftlichen Veränderungen [...] schenkt« den Weg bereitet haben« (Furet/Richter 1997: 77).

Zeit dieselben bleiben, das Besondere, nämlich den bürgerlichen Menschen seiner Zeit. Die heute vorherrschende anthropologische Auffassung von der äußerst wandelbaren Natur des Menschen wurde auch vom frühen Marx in den *Philosophisch-ökonomischen Manuscripten* vertreten. Darin be- greift er den Menschen im Kapitalismus, insbesondere den eigentumslosen Arbeiter, in verschiedenen Hinsichten als entfremdet und entwirft ein optimistisches Bild eines nicht-entfremdeten Menschen im Kommunis- mus, in dem das Privateigentum aufgehoben ist (Marx 1977 [1932]: 510ff.; vgl. Treptow 1978). Analog dazu erklärt Marx im *Kapital* über den »abso- luten Bereicherungstrieb« bzw. die Habgier, diese sei nicht natürlich oder nicht der menschlichen Natur entsprechend. Beim Schatzbildner sei der Bereicherungstrieb eine »individuelle Manie«, beim Kapitalisten sei er die »Wirkung des gesellschaftlichen Mechanismus, worin er nur ein Triebrad ist« (Marx 1989 [1867]: 618; vgl. 167E).

Die Frage, ob die verwandten Anthropologien von Rousseau und Marx das Wesen oder die Natur des Menschen angemessen auf den Begriff brin- gen oder ob dies vielmehr den entgegengesetzten Analysen Machiavellis und Hobbes' gelingt, ist schwer zu entscheiden. Aus der Perspektive vieler zeitgenössischer Philosophen ist dies sowieso eine metaphysische Frage, die wir nicht beantworten können. Sucht man eine Antwort mit Hilfe der Entwicklungspsychologie, wird man auf die seit Jahrzehnten durchgeführte Zwillingforschung verwiesen. Aber auch hier dauert die Debatte über die Frage an, wie stark der Mensch und in welchen Hinsichten durch seine Anlagen oder durch seine Umwelt geprägt wird.

Der vorliegende Aufsatz argumentiert im Anschluss an Machiavelli und Hobbes dafür, dass die menschliche Natur einen weitgehend konstanten Kern hat. Das zentrale Argument für diese These und für Machiavellis und Hobbes' realistisches Menschenbild entspringt aus der Beobachtung, dass die beiden neuzeitlichen Denker die Natur des Menschen nahezu identisch charakterisieren wie die Denker der griechischen Antike. Wenn der Mensch der griechischen Antike, der »vor-kapitalistische Mensch«, bereits dieselben Eigenschaften aufweist wie der frühneuzeitliche Mensch, dann lassen sich diese kaum aus dem aufstrebenden Frühkapitalismus ableiten. Vielmehr dürften Thukydides, Aristoteles, Machiavelli und Hobbes durch die begriffliche Analyse ihrer Beobachtungen und Erfahrungen mit den Menschen ihrer Zeit deshalb zu denselben Ergebnissen gekommen sein, weil die menschliche Natur durch alle Geschichtsepochen hindurch tat- sächlich einen weitgehend konstanten Kern hat.

Nach Machiavelli sind »der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Men- schen in Bewegung, Ordnung und Kraftvermögen (*di moto, di ordini e di potenza*)« in der Gegenwart nicht verschieden von dem, »was sie im Alter- tum waren« (1990 [1531]: 128). In dieser Passage aus dem Vorwort zu den *Discorsi* spricht Machiavelli seine These von der Unveränderlichkeit der menschlichen Natur deutlich aus. Ähnliche Gedanken formuliert bereits Thukydides, dessen Werk über den Peloponnesischen Krieg das Denken des Florentiners wie dasjenige von Thomas Hobbes beeinflusste. Der Ab- lauf der Geschichte vollzieht sich dem antiken Historiker zufolge nach einer Notwendigkeit, die in der Eigentümlichkeit der menschlichen Natur begründet ist. Wer »das Gewesene klar erkennen« kann, so Thukydides, der vermag »auch das Künftige, das wieder einmal, nach der menschlichen Natur, gleich oder ähnlich sein wird«, zu erfassen (2002: 18 [I.22]; vgl. 206 [III.82]).

Der Kern von Machiavellis Auffassung von der Unveränderlichkeit der menschlichen Natur besteht darin, dass die menschlichen Leidenschaften und Vermögen zu allen Zeiten dieselben sind. Das bedeutet, dass die Men- schen der Antike von Leidenschaften und Wünschen angetrieben wurden, die ebenso das Verhalten der Zeitgenossen motivieren (Machiavelli 1977 [1531]: 396 [III.43]). Das trifft nicht bloß auf Individuen, sondern auch auf politische Gemeinschaften und Völker zu (ebd.: 107 [I.39]). Machiavellis Auffassung von der Unveränderlichkeit der menschlichen Natur bedeutet allerdings nicht, dass die Menschen aller Orte und Zeiten dieselbe Tüchtig- keit hatten. Waren die antiken Römer außerordentlich tüchtig, trifft für seine italienischen Zeitgenossen das genaue Gegenteil zu (ebd.: 163, III. Vorw.).¹⁰ Zwar wechseln die Sitten und Gewohnheiten (*»costumi«*) der Völker geschichtlich mit der Art ihrer Erziehung, die auf ihrer Religion basiert (ebd.: 161, 171 [II. Vorw., 2]). Dennoch behält ein Volk lange die- selben Gewohnheiten und nahezu immer dieselbe Natur (*»mndesima natura«*) bei. Treffend erklärt Herfried Münkler:

»Was Machiavelli als eine konstante Größe ansetzt, ist also nicht die menschliche Natur in ihrer historisch ausgeformten Gestalt, sondern vielmehr ihr »Rohstoff«, die Summe der menschlichen Leidenschaften und Fähigkeiten. Sie sind stets dieselben und der sich immer gleichbleibende Motor der geschichtlichen Entwicklung.« (Münkler 1994: 255)

¹⁰ Machiavelli ist der Auffassung, dass die Tüchtigkeit zwar von Land zu Land wandert, die Welt aber immer dieselbe bleibt (ebd.: 161E).

Welche fundamentalen Leidenschaften treiben die Menschen an und bestimmen ihre immer gleichen Bewegungen? Machiavellis Werke enthalten eine Vielzahl an Verallgemeinerungen über verschiedene Völker und den Menschen überhaupt. So führt er an, dass die Menschen »neuerungsstüchtig (*desiderosi di cose nuove*)« und ungeduldig sind, so dass sie die »Befriedigung ihrer Leidenschaften nicht lange hinauschieben« können (1977 [1531]: 344, 313 [III.21, III.8]). Man könne »von den Menschen im allgemeinen sagen, daß sie undankbar, wankelnützig, unaufrichtig, heuchlerisch, furchtsam und habgierig (*capiti di guadagno*) sind« (2003 [1532]: 128f. [XVII]). Eine natürliche und verbreitete Begierde der Menschen ist ihr Verlangen, zu erobern (*desiderium di acquistare*) und den anderen Menschen zu befehlen (*»omnium alitius*) sowie sie zu beherrschen (*»appetito del regnare*)« (ebd.: 26f. [III]; 1977 [1531]: 9, 283 [I.1, III.4]). Generell lässt sich sagen, dass die Menschen hauptsächlich von »Liebe und von Furcht« angetrieben werden (1977 [1531]: 345 [III.21]). Machiavellis allgemeinste, jedoch auch unbestimmteste Aussage lautet, dass »die Menschen schlecht (*tristi*)« sind bzw. dass viele »nicht gut sind (*non sono buoni*)« (2003 [1532]: 118f., 130f. [XV, XVII]; vgl. 186f. [XXIII]).

Zwar charakterisiert Machiavelli die Natur des Menschen auf vielfältige Weise. Dennoch sieht er als dessen fundamentalste Antriebe den Ehrgeiz (*»ambizione*) und die Habgier (*»avarizia*) an. So erklärt er im *Principe*, dass sowohl die ungestümen als auch die besonnenen Charaktertypen dasselbe Ziel vor Augen haben, nämlich Ruhm und Reichtum (*»gloria e ricchezza*)« (ebd.: 194f. [XXV]; vgl. 148f. [XIX]). Ziel der Ehrgeiz vor allem auf Ruhm und Ehre, so die Habgier auf Reichtum und materielle Güter. Wie stark die Habgier bei den Menschen ausgebildet ist und wie sehr sie an ihren Eigentum hängen, zeigt sich daran, dass sie »schneller den Tod ihres Vaters als den Verlust ihres Erbes« vergessen (ebd.: 130f. [XVII]). Im Einklang damit vertritt Machiavelli die Auffassung, dass »die Menschen Besitz viel höher schätzen als Ehrungen« (1977 [1531]: 103 [I.37]).¹¹

In seinem *Leberbüchlein über den Ehrgeiz* (*Capitolo dell' Ambizione*) verdeutlicht Machiavelli die herausragende Bedeutung, die der Ehrgeiz und die Habgier für das menschliche Leben und die Politik haben (1832/41: 235ff.).¹² Der Florentiner beginnt sein Gedicht damit, dass er dessen Adressaten Luigi Guicciardini zu einer realistischen Weltsicht auffordert, die die menschlich-

chen Begierden (*»humano appetitus*) berücksichtigt. Die beiden zentralen Begierden »Habgier« und »Ehrgeiz«, so die zentrale Aussage des Gedichts, sind die Ursache des Übels, genauer die Ursache für Krieg und Zwietracht unter den Menschen, für ihr Unglück und ihr Leiden.

Der Ehrgeiz und die Habgier werden bereits von Thukydides als hervorstechende Merkmale des Menschen hervorgehoben. Nach einer Schilderung der schrecklichen Folgen, die die vielen blutigen Bürgerkriege während des Peloponnesischen Kriegs nach sich zogen, erklärt er: »Die Ursache von allem war die Herrschsucht mit ihrer Habgier (*pleonexia*) und ihrem Ehrgeiz (*philainia*)« (2002: 207 [III.82]). Auch Aristoteles vertritt die Auffassung, dass die Menschen grundsätzlich nach materiellem Gewinn und Ehre streben. Über das Verhältnis der beiden Ziele äußert er ähnlich wie später Machiavelli: Die »Mehrzahl der Leute strebt mehr nach Gewinn als nach Ehre« (Aristoteles 1973: 206 [1318b16f.]; vgl. 168f. [1302a31ff.]). Aristoteles sieht nicht bloß das Streben nach Gewinn und Ehre als zentrales Merkmal des Menschen an. Er hält zudem ein übermäßiges Streben nach Gewinn und Ehre, Habgier und Ehrgeiz, für wesentliche Eigenschaften des Menschen. Dieses Streben fällt für Aristoteles – wie bereits für Thukydides und Platon¹³ – unter den Oberbegriff der »pleonexia«, das heißt unter das Mehr-Haben-Wollen (gr. *pleon*=mehr, *echein*=haben). Aristoteles versteht die Pleonexie als ein moralisch verwerfliches Mehr-Haben-Wollen, das sich insbesondere auf die äußeren Güter Ehre und Gewinn bezieht. Wenn in der Polis politische Ämter und die mit ihnen einhergehende Ehre verteilt werden, strebt der »pleonektess«, der Unersättliche und Habstüchtige, danach, unverhältnismäßig mehr zu bekommen, als ihm auf Grund seiner Tüchtigkeit zusteht. Im geschäftlichen Verkehr wird er versuchen, seine Mitbürger zu übervorteilen, und grundsätzlich wird ihm seine Lust am Gewinn dazu treiben, unrechnmäßige Handlungen zu begehen. Die Pleonexie ist für Aristoteles ein derart verbreitetes und bedeutendes Laster, dass er sie mit der besonderen Ungerechtheit identifiziert, die er der Gerechtigkeit als Teilugend entgensetzt (1991: 204, 206f. [1129b1ff., 1130a15ff.]; vgl. Knoll 2009: 65ff.).

¹¹ Das trifft sogar auf die Großen (*»grandi*) bzw. den Adel (*»nobili*) zu (ebd.).

¹² Mittelwweile liegt eine Neuübersetzung des Gedichts vor, der die italienische Originalversion zur Seite gestellt ist (Hoeges 2006: 144ff.).

¹³ Vgl. zum Terminus »pleonexia« in Platons Dialogen etwa (1988a: 50 [359c]; 1988b: 91, 101 [483d, 490a]). Im Zusammenhang mit seinen Ausführungen zum Strafrecht erklärt Platon über die Habstucht, sie sei »die erste und mächtigste Triebfeder, die zu vorwärtlicher Tötung führt und die schwersten Strafen zur Folge hat. An zweiter Stelle steht sodann die auf Ehrgeiz gerichtete Seelenverfassung (*philainon psyché*)« (1988c: 377 [870c]).

Aristoteles spricht dem Menschen prinzipiell das Potential zu, seine eigentümliche psychische Beschaffenheit durch Bildung und Erziehung zu vervollkommen und seine ethischen und intellektuellen bzw. dialektischen Tüchtigkeiten zu entwickeln. Dennoch kann ihm zufolge nur ein kleiner Teil der freien wohlhabenden griechischen Männer diese Möglichkeit umsetzen und die vollendete Glückseligkeit erlangen (vgl. zum Menschenbild Knoll 2009: 135ff.). Die Mehrzahl der freien Griechen

»gehörten ihrer Natur nach (*phykain*) nicht der Ehrfurcht, sondern der Angst und lassen sich vom Schlechten nicht durch die Schande, sondern nur durch die Strafe abhalten. Denn sie leben der Leidenschaft und suchen die ihnen gemäße Lust und was ihnen diese verschafft, und flehen den entsprechenden Schmerz« (Aristoteles 1991: 352 [1179b11ff])

Wie seine Ausführungen über die Pleonexie zeigen derartige Formulierungen, dass bereits Aristoteles ein realistisches Menschenbild hatte. Im Gegensatz zu der verbreiteten Meinung in der Forschungsliteratur bricht Machiavelli also weniger mit der politischen Anthropologie des Aristoteles, sondern knüpft an deren realistische Bestandteile an (vgl. zur verbreiteten Meinung Ritter 1940: 24ff.; Kersting 2006: 33).

In der Regel differenziert Machiavelli zwischen den Begriffen Ehrgeiz und Habgier. Der Ehrgeiz zielt vor allem auf Ruhm und Ehre, die Habgier auf Reichtum und materielle Güter. In einer bedeutenden Passage der *Discorsi* gibt er diese Differenzierung, die auch von der Alltagssprache nahegelegt wird, auf und subsumiert die Triebziele der Habgier unter diejenigen des Ehrgeizes:

»Wenn nämlich die Menschen einmal nicht aus Not (*per necessità*) zu kämpfen brauchen, so tun sie es aus Ehrgeiz; denn dieser ist in der Brust eines jeden Menschen so mächtig, daß er ihn nie verlässt, wie hoch er auch steigen mag. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die Natur die Menschen so geschaffen hat, daß sie zwar alles begehren (*desiderare*), aber nicht alles erreichen können. Da nun das Verlangen (*desiderio*), etwas zu erwerben (*acquiritare*), immer größer ist als die Fähigkeit (*potenza*) hierzu, so entstreht daraus Unzufriedenheit mit dem, was man besitzt, und femer die Erkenntnis, welch geringe Befriedigung der Besitz gewährt. Hierauf ist der Wechsel der menschlichen Schicksale zurückzuführen; denn da der eine Teil der Menschen *mehr haben möchte* (*desiderando* [...] *di avere più*), und der andere das, was er hat, zu verlieren fürchtet, so kommt es zu Feindseligkeiten und Krieg, der den Ruin des einen und die Erhöhung des anderen Landes zur Folge hat« (Machiavelli 1977 [1531]: 100f. [I.37]; Herw. M.K.)

In dieser Passage verwendet Machiavelli den Ehrgeiz im Sinne der Pleonexie, da er das Begehren dieses Triebes unterschiedslos auf den Erwerb von allen möglichen Gütern bezieht. Der Ehrgeiz des Menschen ist ein unablässiger Antrieb seines Verhaltens, der auch den Gang der Geschichte und den Aufstieg und Fall der Staaten bestimmt. Dieser Antrieb ist maßlos, unbegrenzt, unerlässlich und nicht zur Ruhe zu bringen. Er kann nie befriedigt werden, weil die Güter, auf die er abzielt, knapp und nicht vollständig zu erlangen sind: »Überdies sind die menschlichen Wünsche unersättlich (*gli appetiti umani insaziabili*), da die menschliche Natur alles begehrt und alles will, das Schicksal uns aber nur wenig gewähren kann« (ebd.: 163, [II. Vorw.]) Wie in seinem *Lehrgedicht über den Ehrgeiz* sieht Machiavelli diesen Trieb als den Motor der Geschichte an und – wie bereits Platon die Pleonexie (1988a: 70f. [373 d/e]) – als die Ursache des Krieges.

Das realistische Menschenbild des Florentiners weist inhaltlich viele Übereinstimmungen mit demjenigen von Thomas Hobbes auf (vgl. Huovinen 1951: 76ff.; Kersting 2006: 30ff., 51). Hobbes tritt einen psychologischen Egoismus, dem zufolge die Menschen immer selbstständig in ihrem eigenen Interesse handeln. Die Menschen werden von ihren Leidenschaften (*Passions*) und insbesondere von ihrem starken »Verlangen (*Desire*) nach Macht, Reichtum, Wissen und Ehre« angetrieben (Hobbes 1984 [1651]: 56; vgl. 39ff., 75). Nach Hobbes kann man nicht bloß auf streng wissenschaftlichem Wege »zur Erkenntnis der Begierden und Leidenschaften« kommen (Hobbes: 1967: 62 [VI.7]). Zur Erkenntnis der allgemeinen Leidenschaften der menschlichen Gattung könne man auch auf empirischem Weg durch Selbstbeobachtung und Introspektion gelangen (Hobbes 1984 [1651]: 6; vgl. Ludwig 1996). Auch Machiavelli dürfte keine andere Methode als die Analyse seiner eigenen Erfahrungen und der Motive seiner Mitmenschen zur Verfügung gestanden sein, um die fundamentalen Axiome seiner Anthropologie zu gewinnen. Im Ehrgeiz, in der Habgier, im Machtstreben, in der Furcht und in anderen Leidenschaften erkennt er geschichtlich invariante anthropologische Prinzipien, aus denen er als bekannten Ursachen mit Notwendigkeit auf ihre Wirkungen in verschiedenen politischen Situationen schließen kann. Wie Hobbes baut Machiavelli seine Lehre von der Politik auf geschichtlich invariante anthropologische Axiome auf, die er auf empirischem Wege gewinnt.

Die anthropologischen Analysen von Thuykides, Aristoteles, Machiavelli und Hobbes können nicht bloß zur Erkenntnis der Politik, sondern auch zum besseren Verständnis der Macht des Kapitals herangezogen

werden. Nach diesen Analysen, die durch viele Erfahrungen mit unseren Zeitgenossen bestätigt werden, hat die Macht des Kapitals auch eine bedeutende Wurzel und Stütze in der menschlichen Natur. In ihrem Lichte erweist sich das Streben nach Bereicherung, das Motiv des kapitalistischen Unternehmers, nicht bloß als eine »Wirkung des gesellschaftlichen Mechanismus«, sondern als objektiver Ausdruck der menschlichen Habgier und des menschlichen Ehrgeizes. Aus der Perspektive des anthropologischen Realismus ist die allgemeine Formel des Kapitals $G - G'$ das objektive Korrelat zu den subjektiven Eigenschaften Habgier und Ehrgeiz. Die Habgier kommt nicht bloß im Bereicherungsstreben, sondern auch in dem unstillbaren Verlangen nach immer mehr Gütern und Dienstleistungen zum Ausdruck, das in den wohlhabenderen Ländern selbst die Reichsten nicht zur Ruhe kommen lässt. Der Unternehmer wird allerdings nicht bloß durch das habgierige Streben nach Gütern, Gewinn und Bereicherung motiviert. Der Erfolg des Wirtschaftsunternehmens, der sich vor allem im Gewinnwachstum ausdrückt, ist auch eine zentrale Quelle der Anerkennung und des Ansehens der ökonomischen Akteure. Die meisten Vorstände von Banken und Unternehmen werden sowohl durch das Streben nach Bereicherung als auch nach sozialer Wertschätzung und Prestige motiviert. Dasselbe trifft auch auf das Gros der Politiker zu, bei denen jedoch wie bei Wissenschaftlern das Streben nach Anerkennung und Ansehen häufig deutlich stärker ausgeprägt ist als die Habgier.

Nicht bloß der stabile Fortbestand, sondern auch die Entstehung des Kapitalismus lässt sich mit Hilfe der menschlichen Natur erklären. Die geschichtliche Überlieferung bestätigt den anthropologischen Realismus. So ist nach Marx' Darstellung, die durch die historischen Zeugnisse im ersten Teil von Thomas Morns' *Utopia* bestätigt wird, die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals erst dadurch möglich, weil Grund und Boden des Landvolks seit Ende des 15. Jahrhunderts gewaltsam enteignet wurden. Die Folge dieser historischen Trennung von Produzenten und Produktionsmitteln war einerseits die Anhäufung von Kapital bei einem kleinen Teil der Menschen, und andererseits die Notwendigkeit zur Veräußerung der eigenen Arbeitskraft bei einem großen Teil der Menschen. Die gemeinsamen Entneignungen zu Beginn der Neuzeit lassen sich kaum anders als mit der Habgier des Feudaladels und der neuen spekulierenden Pächter und Stadtbürger erklären (Marx 1989 [1867]: 741ff.).

3. Schluss

In Anbetracht der durch den globalisierten Kapitalismus verursachten Weltprobleme und insbesondere der fortschreitenden Umwelt- und Weltwirtschaftskrise liegt es nahe, gegen die Macht des kapitalistischen Systems die Anerkennung von Maß und Grenze zu fordern (vgl. Mayer-Tasch 2006). Sicherlich wäre es sinnvoll, mit Platon und Aristoteles den Zweck der Ökonomie in der Befriedigung zentraler menschlicher Bedürfnisse und der Autarkie von politischen Gemeinschaften zu erkennen und diesen Zweck als Grenze eines erstrebenswerten Wirtschaftswachstums anzusetzen. Die vorangehende Analyse der objektiven und subjektiven Gründe für die Macht des Kapitals zeigt, wie schwer diese vernünftigen Forderungen zu verwirklichen sind. Nicht nur die Gesetzmäßigkeiten des kapitalistischen Wirtschaftssystems und die mit ihnen einhergehenden Dynamiken und Zwänge, sondern auch die fundamentalen Antriebskräfte des Menschen stehen dem entgegen. Stützen diese Antriebskräfte den Fortbestand des Systems, reizt dieses die menschliche Anlage zu Habgier und Ehrgeiz an und fördert ihre Entfaltung.

Die Macht des kapitalistischen Systems manifestiert sich vor allem an der Machtlosigkeit der Menschen, die dessen Eigendynamik nicht beherrschen können. Weder steht es den wirtschaftlichen und politischen Akteure frei, sich von der systemimmanenten Zielsetzung des Gewinn- und Wirtschaftswachstums zu emanzipieren, noch können sie das System hinreichend kontrollieren und steuern. Das zeigt sich an den regelmäßigen wiederkehrenden Krisen des Finanz- und Wirtschaftssystems, zu deren Verbeugung die Menschen oft vergeblich ihre Intelligenz und ihre Kräfte aufbieten. Nach Max Webers Begrifflichkeit zeigt sich die Macht des Systems daran, dass diejenigen, die es zu lenken versuchen, kaum eine Chance haben, ihren Willen gegen die widerstrebenden Zwänge und Dynamiken des Systems durchzusetzen. Sie manifestiert sich jedoch auch darin, dass wirtschaftliche und politische Akteure der objektiven Verwertungslogik des Kapitals oft gar nicht widerstreben wollen, weil das System ihre Habgier und ihren Ehrgeiz übermäßig entwickelt hat. Mit Foucault ließe sich in diesem Zusammenhang die positive Wirkungsweise und die »produktive Effizienz« der Macht betonen (1991: 106). Die Macht des kapitalistischen Systems besteht auch darin, dass es Menschen auf der Grundlage ihrer geschichtlich konstanten Eigenschaften formen kann. Indem es die Habgier fördert und den Ehrgeiz auf wirtschaftlichen Erfolg ausrichtet, produ-

ziert es Menschentypen, die sich in das System einfügen und zu dessen Fortbestand beitragen.

Gewiss wäre es für die Menschheit erfreulicher, wenn das Menschenbild der realistischen Anthropologen vertehrt wäre. In diesem Fall würde auch die Perspektive einer Überwindung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, deren Verwirklichung nicht sonderlich aussichtsreich erscheint, weniger unwahrscheinlich. Dennoch legen es die nahezu identischen Charakterisierungen des vor-kapitalistischen Menschen durch die antiken Denker und des kapitalistischen Menschen durch die neuzeitlichen Philosophen nahe, dass das realistische Bild des Menschen dessen Natur erfasst. Sucht man nach der Perspektive einer möglichen Emanzipation von der Macht des Kapitals, die sich auf die menschliche Natur stützen kann, dann kommt von den hier näher untersuchten Eigenschaften nicht die Habgier, sondern nur der Ehrgeiz als Ansatzpunkt in Frage. Für immer mehr Menschen fällt das Streben nach Anerkennung und Wertschätzung nicht mit dem Streben nach wirtschaftlichem Erfolg und nach äußeren Gütern zusammen, sondern speist sich aus anderen Quellen und realisiert sich durch andere Zielsetzungen.

Die Zielsetzung, die sich politisch engagierte Bürger und Politiker heute mehr denn je auf ihre Fahnen schreiben sollten, ist der Kampf gegen die Macht und Eigendynamik des kapitalistischen Systems, das global der Erde und der Menschheit schadet. Dieses System und seine Krisen bedrohen nicht bloß unsere Lebensweise. Es ist auch eine zentrale Ursache für den Hunger, die Armut, und die Ungerechtigkeit, die weltweit bestehen, und für die fortschreitende Umwelt- und Weltkrise. Daher ist der Kampf gegen die Verselbstständigung des kapitalistischen Systems im allgemeinen Interesse der gegenwärtigen und zukünftigen Menschheit. Die vorangehenden Ausführungen verdeutlichen, dass ein starker Gegensatz zwischen den allgemeinen Menschheitsinteressen und den besonderen Interessen der ökonomischen Akteure an der Erhaltung ihres Status und ihrer persönlichen Macht besteht. Daher ist selbst bei gutem Willen und Einsicht in die allgemeinen Zusammenhänge von ihnen nur eine begrenzte Unterstützung im Kampf gegen die Macht des Kapitals zu erwarten. Die Hoffnungen auf eine Zügelung und Kontrolle der kapitalistischen Dynamiken ruhen deshalb vor allem auf Politiken und politischen Bewegungen, die sich für diese Zielsetzungen einsetzen. Erforderlich sind nicht bloß eine offensive Reglementierung und ein ökologischer Umbau der Weltwirtschaft, sondern auch eine »große Politik« der »Umwertung der Werte«. Statt exzessivem

Konsum sollte das Ziel maßvolle Bedürfnisbefriedigung sein, statt Maximierung des Wohlstands gilt es Wohlstandseinbußen zum Zweck der allgemeinen Menschheitsinteressen für gut zu heißen. Zu hoffen bleibt, dass mächtige politische Bewegungen entstehen, deren Einsicht und Ehrgeiz sie zur erfolgreichen Beförderung der angeführten Zielsetzungen treibt, die ihr globales Ansehen begründen könnte.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1992), *Philosophische Terminologie. Zur Einleitung*, Bd. 2, 6. Aufl., Frankfurt a.M.
- (1994), *Noten zur Literatur*, Frankfurt a.M.
- (1995): Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Einleitungsvortrag zum 16. Deutschen Soziologentag, in: ders., *Soziologische Schriften I*, Frankfurt a.M.
- /Jaetsch, Ursula (1995), Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute. Nach zwei Seminaren, in: ders., *Soziologische Schriften I*, Frankfurt a.M.
- Aristoteles (1973), *Politik*, übers. und hrsg. von Olof Gïgon, Zürich/München.
- Aristoteles (1991), *Die Nikomachische Ethik*, übers. und ed. von Olof Gïgon, München.
- Auh, Günther (2010), Machiavelli und der Beginn »bürgerlicher« Geschichtsphilosophie, in: Manuel Knoll/Stefano Saracino (Hg.): *Niccolò Machiavelli – Die Geburt des modernen Staates*, (Reihe »Staatsdiskurse« hg. v. Rüdiger Voigt), Stuttgart, 123–142.
- Bakker, Liesbeth (2000), Wachstum wider Willen? Unternehmen zwischen Wachstum und anderen Unternehmenszielen, in: *Politische Ökologie* 66, Themenheft: »Jenseits des Wachstums«, Bd. 18, 48–51.
- Beck, Ulrich (1996), Kapitalismus ohne Arbeit, in: *Der Spiegel* 20.
- Berger, Michael (2004), *Karl Marx: »Das Kapital« 2.* Aufl., Stuttgart.
- Ernst, Simone (2000): »Wachsen muss die Weisheit, in: *Politische Ökologie* 66, Themenheft: »Jenseits des Wachstums«, Bd. 18.
- Fleissner, Peter (1992): What to do with Marx? Zehn Thesen zu seiner Hinterlassenschaft, in: Frank Beckenbach (Hg.), *Die ökologische Herausforderung für die ökonomische Theorie*, Marburg.
- Foucault, Michel (1991), *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, 4. Aufl., Frankfurt a.M.
- Furet, Francois/Richter, Denis (1997), *Die Französische Revolution*, Frankfurt a.M.
- Haug, Wolfgang Fritz Haug (2013), *Das »Kapital« lesen – aber wie? Materialien*, Hamburg.
- Heinrich, Michael (2007), *Kritik der Politischen Ökonomie. Eine Einführung*, 5. Aufl., Stuttgart.

- Heinrich, Michael (2008), *Wie das Marxsche »Kapital« lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des »Kapital«*, Stuttgart.
- Hobbes, Thomas (1967 [1655]), *Von Körper (Elemente der Philosophie)*, Hamburg.
- (1984 [1651]), *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt einer kirchlichen und bürgerlichen Staates*, hrsg. und eingeleit. von Iring Fetscher, Frankfurt a.M.
- Hoeges, Dirk (2006), *Niccolò Machiavelli. Dichter – Poeta, mit sämtlichen Gedichten*, Frankfurt a.M. u.a.
- Hoff, Jan/Petrioli, Alexis/Stützle, Ingo (Hg.) (2006), *Das Kapital neu lesen. Beiträge zur radikalen Philosophie*, Münster.
- Horckheimer, Max (1987), *Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 2: Philosophische Frühschriften 1922–1932, Frankfurt a.M.
- (1995 [1947]), *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, Frankfurt a.M.
- Huovinen, Lauri (1951), *Das Bild vom Menschen im politischen Denken Niccolò Machiavellis*, Helsinki.
- Kant, Immanuel (1977 [1784]), *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, Werkausgabe Bd. XI, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a.M.
- Kersting, Wolfgang (2006), *Niccolò Machiavelli*, 3. durchg. und akt. Aufl., München.
- Knoll, Manuel (2009), *Aristotelische oder demokratische Gerechtigkeit? Die politische Philosophie des Aristoteles und Martha Nussbams egalitäre Interpretation*, München.
- Ludwig, Bernd (1996), *Womit muß der Anfang in der Staatsphilosophie gemacht werden? Zur Einleitung des Leviathan*, in: Wolfgang Kersting (Hg.): *Thomas Hobbes, Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates*, (Reihe: Klassiker Auslegen: Bd. 5), Berlin, 55–82.
- Machiavelli, Niccolò (1832/41), *Sämtliche Werke*, Übers. von Johann Ziegler und Franz Nicolaus Baur, Bd. VII, Karlsruhe.
- (1977 [1531]), *Discorsi. Gedanken über Politik und Staatsführung*, übers. und eingeleit. von Rudolf Zorn, 2. verb. Aufl., Stuttgart [1531].
- (1990 [1531]), *Discorsi*, in: ders.: *Politische Schriften*, hrsg. von Herfried Münkler, aus dem Ital. von J. Ziegler und F.N. Bauer, Revision dieser Übers. von H. Münkler, Frankfurt a.M.
- (2003 [1532]), *Il Principe/ Der Fürst* (ital./deu.), übers. und hrsg. von Philipp Rippe, Stuttgart.
- Marx, Karl (1969 [1885]), *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, 2 Bd., MEW, Bd. 24, Berlin.
- /Engels, Friedrich (1972 [1848]), *Manifest der Kommunistischen Partei*, MEW, Bd. 4, Berlin.
- (1977 [1932]), *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, MEW, Ergänzungsband, Erster Teil, Berlin.
- (1985 [1859]), *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, MEW, Bd. 13, Berlin.
- (1989 [1867]), *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Erster Band, MEW, Bd. 23, Berlin.

- Mayer-Tasch, Peter Cornelius (2006), *Mitte und Maß. Leitbild des Humanismus von den Ursprüngen bis zur Gegenwart*, Baden-Baden.
- Münkler, Herfried (1984), *Machiavelli. Die Begründung des politischen Denkens der Neuzeit aus der Krise der Republik Florenz*, Frankfurt a.M.
- Platon (1988a): *Der Staat*, übers. und ehl. von Otto Apelt, Hamburg.
- (1988b), *Gorgias*, übers. und ehl. von Otto Apelt, Hamburg.
- (1988c), *Gesetz*, übers. und ehl. von Otto Apelt, Hamburg.
- Ritter, Gerhard (1940), *Machiavelli und Utopie*, München/Berlin.
- Rousseau, Jean-Jacques (1997 [1755]), *Discours über die Ungleichheit. Discours sur l'inégalité*, hg. und übers. von Heinrich Meier, Paderborn u.a.
- Ruoff, Michael (2002), *Schnee von morgen. Eine philosophische Analyse des Neuen in der Technik*, Würzburg.
- Schabacker, Klaus (1998), *Die moderne ökonomische Theorie und die Kapitaltheorie von Marx*, in: *Prokla* 28/111, 303–330.
- Soboul, Albert (1988), *Die große Französische Revolution. Ein Abriß ihrer Geschichte (1789–1799)*, 5. durchg. Aufl., Frankfurt a.M.
- Treptow, Elmar (1978), *Die Entfaltungstheorie bei Karl Marx (unter besonderer Berücksichtigung des Spätwerks)*, München.
- Thukydides (2002), *Der Peloponnesische Krieg*, hrsg. und übers. von Georg Peter Landmann, Düsseldorf/Zürich.
- Weber, Max (1980 [1921/22]), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5., revid. Aufl., Tübingen.